

Bücher

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **3 (1923-1924)**

Heft 11

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bücher

Ein Krankheitsherd in Europa.

Diesen Untertitel gibt **Sidney Osborne** seinem unlängst erschienenen Buche über „**Die Saarfrage**“ (*The Saar Question*, 384 S. 12¹/₂ Sh. geb. Georg Allen & Unwin, London 1923). Im selben Verlag hat Osborne vor zwei Jahren ein Buch über Oberschlesien veröffentlicht (*The Upper Silesian Question and Germany's Coal Problem*), das dank den gründlichen Studien des Verfassers und seinem unparteiischen Geist beträchtliche Beachtung in Großbritannien fand. Osbornes jüngstes Werk weist dieselben Vorzüge auf. Osborne hat das Saarbecken selbst aufgesucht und die Verhältnisse eingehend geprüft. Er gibt eine vollständige Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des Saarbeckens, seiner wirtschaftlichen Bedeutung, seiner Behandlung durch die vom Völkerbund eingesetzte Regierungskommission und der Ziele der französischen Politik. Dabei hat es Osborne verstanden, den Stoff für jeden, der sich nur einigermaßen für den Fall interessiert, spannend zu verarbeiten. Der Anhang, Seite 177—381, vereinigt eine große Anzahl von Dokumenten, darunter acht Berichte der Regierungskommission.

Abgesehen von der Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens, und des gesamten linken Rheinufers, ist das Hauptmotiv für die französische Politik der Besitz von Kohle und die Beraubung Deutschlands an Kohle. Nach der Überzeugung Osbornes wurde Frankreich umso mehr auf diesen Weg getrieben, als es England schon kurze Zeit nach dem Kriege gelungen war, die wichtigsten Petroleumgebiete an sich zu reißen. „Kohle! Eisen! Öl! Diese drei Worte diktieren die Politik der heutigen Welt.“ Und Osborne, der sein Buch im November 1922 abschloß, sagte die Ruhrbesetzung voraus. Er ist sich über die Folgen der wirtschaftlichen Hegemonie Frankreichs, die seiner militärischen Hegemonie außerordentliche Stützen verleiht, klar.

Hier einige Ergebnisse von Osbornes Untersuchungen: „... die Bewohner des Saarbeckens werden ... wie unwürdige Anhängsel wertvoller Kohlengruben regiert; sie sind nur dazu da, um im Interesse eines fremden und feindlichen Staates ausgebeutet zu werden, und werden wie die Experimentier-Objekte einer herzlosen und eigensüchtigen Verwaltung behandelt, ganz ähnlich wie Mäuse und Meerschweinchen in dem medizinischen Laboratorium eines Vivisekteurs behandelt werden“ (S. 14). „Französischer Betrug und französische Gaunerei hatten einen der bedeutendsten Siege in der ganzen diplomatischen Geschichte Frankreichs davongetragen. Der französischen Regierung war die Quadratur des Kreises gelungen. Sie hat, dem Selbstbestimmungsrecht zum Trotz, den Besitz und die Kontrolle eines rein deutschen Gebiets mit 700,000 Einwohnern zu erlangen gewußt. Und da im Saargebiet keine französische Bevölkerung war, die ihr Recht verlangt hätte, ließ Frankreich aus dem Munde Clemenceaus eine solche Bevölkerung entstehen“ (S. 74). „... wir haben hier ein Land, das nicht als ein Bündel des Völkerbundes verwaltet wird, sondern als besetztes Gebiet unter der Herrschaft eines französischen Generalgouverneurs und eines französischen Besatzungsheers. Es ist ein Marokko auf europäischem Boden, mit eingeborenen Marokkanern, um die einheimische europäische Bevölkerung im Schach zu halten — eine neue Art von Sklaverei, erfunden von jenem Champion der Unterdrückten und der Menschenrechte — dem Völkerbund“ (S. 143). Deshalb müsse der Völkerbund selbst wieder die Kontrolle strenger Unparteilichkeit übernehmen, oder ein unauslöschlicher Flecken werde ewig auf ihm sitzen bleiben.

Osborne beurteilt die Wirkung der französischen Maßnahmen, die Absichten der Verwelschung des Saarbeckens mit lebhafter Besorgnis. In seinem grundlegenden Buch hat er aber einen wichtigen Punkt außer Acht gelassen. Wohl soll das Saargebiet 1934 bei entsprechender Abstimmung an Deutschland zurückfallen; aber Deutschland muß die Kohlengruben von Frankreich abkaufen.

Die Lager werden auf acht Milliarden Tonnen geschätzt. Eine Kommission soll den Preis festsetzen, den Deutschland sechs Monate darauf in Gold zahlen muß — sonst fällt das Gebiet endgültig an Frankreich. Kann man nach der heutigen Lage Deutschlands noch im Zweifel darüber sein, daß das Saarbecken unwiderruflich an Frankreich fallen muß, falls andere Großmächte Deutschland finanziell nicht aufhelfen?

Osborne hat wahrlich recht, wenn er schreibt (S. 12): „... die Saarfrage ist eine der Haupt- und eine der gefährlichsten Fragen für den zukünftigen Völkerfrieden.“ (Siehe auch den Aufsatz von F. v. Unger, „Das Saarproblem“ im Septemberheft 1923 dieser Zeitschrift.) H. L.

Aus dem deutsch-französischen Grenzgebiet.

Friedrich König: Deutschlothringen. Stammestum, Staat und Nation. Berlin 1923.

Jean Priou. Le territoire de la Sarre. Etudes politiques et économiques. 2. Auflage. Paris 1923.

Dem Ringen zwischen Deutschland und Frankreich verdankt neben Hunderten, ja Tausenden von Flugschriften und sonstiger Eintagsliteratur hie und da auch eine ernst zu nehmende Arbeit ihr Erscheinen. Die Grenzgebiete von der Schweiz bis nach Holland hinunter, um die gegenwärtig die beiden Völker so erbittert kämpfen, stehen jetzt im Vordergrund des Interesses. So sind denn auch z. B. über das Elsaß in den letzten Jahren eine Reihe von grundlegenden Arbeiten, geschichtlicher oder landeskundlicher Art, erschienen. Nun hat das außerordentlich rührige „Wissenschaftliche Institut der Elsaß-Lothringer im Reich“ soeben ein Buch über Deutschlothringen erscheinen lassen. Es ist die erste genauere und dabei auf der Höhe der Zeit stehende Arbeit über diese neben dem Elsaß durchaus in den Hintergrund getretene und vernachlässigte Landschaft.

Der 1870 an Deutschland gekommene Teil des alten Herzogtums Lothringen umfaßte zuletzt etwa 650.000 Einwohner, davon drei Viertel mit deutscher Muttersprache. Der deutsche Landesteil, Deutschlothringen, ist ein Bauern-, in neuerer Zeit auch ein Industrieland, das schon seit der Völkerwanderung von einer alemannisch-fränkischen Bevölkerung besiedelt ist. Zum Unterschied gegen das Elsaß hat es aber nie eine politisch oder kulturell führende Rolle spielen können. Die einzige große Stadt jener Gegend, Metz, war immer romanisch. Darum blieb Deutschlothringen auch unbeachtet, bis dann in neuester Zeit die großen Bodenschätze hier eine mächtige Industrie entstehen ließen. Dadurch hat die Landschaft heute einen hohen wirtschaftlichen Wert.

König, der offenbar das Land von Grund aus kennt, gibt in sachlicher, vornehmer Art, aber in einer sehr lebendigen, innerlich durchwärmten Darstellung ein ansprechendes Bild von Land und Leuten. Er schildert die Schicksale dieser Bauernlandschaft an der Grenze zweier Kulturen. Eingehend ist die Darstellung der Schicksale Deutschlothringens im letzten Jahrhundert unter französischer, dann deutscher und schließlich wieder französischer Herrschaft. Der Kampf um die Bevölkerung, die Versuche der Franzosen, ihr die deutsche Muttersprache zu nehmen, werden erzählt. Und ebenso wird der stumme, aber zähe Widerstand der breiten Volksmasse geschildert. Die Arbeit von König ist eine Musterleistung.

An Lothringen grenzt das Saargebiet, ganz ähnlich in seiner rein deutschen Bevölkerung, in seiner Landschaft, in seinen Schicksalen. Auch die Landschaft an der Saar verdankt erst dem letzten Jahrhundert den wirtschaftlichen Aufschwung, der hier durch die reichen Kohlenlager veranlaßt wurde. Auch dieses Gebiet steht heute tatsächlich unter französischer Herrschaft und wird von den Franzosen mit allen Mitteln umworben. Eine nüchterne und im Ganzen

sachliche Darstellung der gesamten Verhältnisse des Saargebietes gibt das Buch des Franzosen Priou. Es ist selbstverständlich ganz im französischen Sinne geschrieben, bietet aber eine reiche Fülle von Tatsachen und Zahlen. Wenn man sich immer den Zweck der Veröffentlichung vor Augen hält und sie also mit der nötigen Vorsicht liest, so wird man sie als brauchbare Einführung benutzen können. S. A.

Judentum und Staat.

Während in Deutschland die Wogen eines beklagenswerten Antisemitismus steigen und fallen, ist es nicht uninteressant, eine Bewegung zu verfolgen, die sich innerhalb der deutschen Judenschaft gebildet, um in nationaldeutscher Gesinnung sich abzuheben von denjenigen jüdischen Elementen, die mehr oder weniger zielbewußt die deutsche Nation und Nationalität zu sprengen helfen.

Der Gründer und Vorsitzende dieses **Verbandes nationaldeutscher Juden**: Dr. Max Raumann, stellt in klugen und temperamentvollen Untersuchungen¹⁾ zwei Hauptschichten der deutschen Stammesjuden fest: die jüdischnationale und die nationaldeutsche Schicht. Zwischen beiden steht für ihn eine dritte, die er die Zwischenschicht nennt. Er sagt: „Jüdischnational bleibt, wer den deutschen Kräften Widerstand leisten konnte und das Wenige, das davon eindrang, auffog und kraftlos machte. Nationaldeutsch wurde, wessen Stammesblut durchlässig genug war, um die Säfte des deutschen Bodens frei einströmen und zur Herrschaft gelangen zu lassen. Zwischenschicht wurde, wessen Blut nicht fest und nicht locker genug war, nicht fest genug, um die Stammeseigenart gegenüber den Bodenträften zu behaupten, nicht locker genug, um dem Deutschtum freie Bahn zu geben.“

Von dieser Zwischenschicht entwirft Raumann eine nicht gerade sympathische Charakteristik von Zerrissenheit und unstetem Wesen, Hin- und Herschwanken zwischen Siegergefühl und tiefster Niedergeschlagenheit, zwischen Demut und Stolz, frostiger Zurückhaltung und betulicher Aufdringlichkeit, der für ihn aus jener Wurzellosigkeit kommt, die durch den ewigen Widerstreit jüdischen Stammesgefühles und deutschen Heimatgefühles bedingt ist. Er zeichnet diesen auffallendsten und meistgesehenen Typus, nach dem gemeinhin alle seine Stammesgenossen beurteilt werden, in allen Schattierungen und Nuancen, von dem Edelsten bis zum Verkommensten, von den abgeklärtesten bis zu den verworrensten Intelligenzen, er zeigt die Gefahr, die selbst solche Juden für Deutschland bedeuten, die manchmal 23 Stunden des Tages gut und ehrlich deutsch empfinden und in denen in der 24. Stunde „sich plötzlich ganz unerwartet das dunkle Blut der Väter regt und den Schlagbaum fallen läßt auf dem Wege des Deutschtums: bis hierher und nicht weiter.“ Daß solche Menschen in Zeiten nationaler Gefahr zur Katastrophe für Deutschland werden können, ist nicht zu leugnen. Vielleicht bedeuten die, immer dann, wenn es den Deutschen schlecht geht, auftauchenden antisemitischen Gelüste und Auswüchse nicht nur das Bedürfnis eines Sündenbockes, wie ihn uns schon das alte Testament überliefert, vielleicht liegt ihnen ein nicht ganz falsches Gefühl der Gefahr zu Grunde, die gerade dem Deutschen vom Juden kommen kann. Freilich, daß diese Gefahr nur dem Deutschen droht, niemals dem Engländer oder Franzosen, liegt am Deutschen selbst, an seinen guten und an seinen schwachen Seiten. Der Jude Max Raumann verkennet diese Gefahr nicht, er führt zu ihrer Präzision Worte des russischen Innenministers, Plehwe, an, gesprochen im August 1903 zu Theodor Herzl, dem Schöpfer des politischen Zionismus: „Der russische Staat muß eine Homogenität seiner Bevölkerung wünschen. Wir begreifen allerdings, daß wir alle Verschiedenheiten der Konfessionen und Sprachen nicht können verschwinden lassen. . . Was wir aber von

¹⁾ Der national-deutsche Jude, in der deutschen Umwelt. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte. Berlin 1921.

allen Völkern unseres Reiches, also auch von den Juden, fordern müssen, ist, daß sie den russischen Staat als etwas Gegebenes patriotisch auffassen. Wir wollen sie uns assimilieren.“ Und weiter: „Ihre zionistische Bewegung war uns früher sympathisch, solange sie auf die Emigration hinarbeitete... Aber seit dem Warschauer Kongreß bemerken wir ein changement des gros bonnets. Es ist weniger von palästinensischem Zionismus die Rede, als von Kultur, Organisation und jüdischer Nationalität. Das paßt uns nicht.“ Dem Zionismus als Ausdruck des nationalen Judentums und des mosaischen Judentums zollt Raumann die größte Verehrung, aber nur so lange, als er auf den Wegen seines Gründers Herzl geht, der als die Aufgabe der von ihm angestrebten „Society of Jews“ nennt: „die völkerrechtliche Erwerbung eines Territoriums für diejenigen Juden, die sich nicht assimilieren können.“ — Doch hat der offizielle Zionismus diesen Weg längst verlassen, wie Raumann nachweist.²⁾ Nach ihm „glitt der Zionismus allmählich von der Höhe einer klaren politischen Bestrebung hinab in die Niederung verworrenen Alljudentums. Dann kam der Krieg, — der sogenannte Friede von Versailles und die Verleihung des Palästina-Mandates an das großmütige England... Was England in Händen hat, ist englisch und sonst nichts... Der politische Zionismus ist längst tot, gestorben in dem Augenblick, da ihn England zum Leben zu erwecken schien. Aber der Kulturzionismus ist leider äußerst lebendig.“ Die Wege und die Ziele dieses letzteren schildert Raumann so, daß man aus den Worten dieses Juden viel besser sieht, wie dem Deutschtum da eine Gefahr entsteht, als aus den töricht, verworrenen und blamablen Auslassungen der antisemitischen Presse. Sein Streben ist es, die gleichgesinnten Stammesgenossen um sich zu sammeln, um mit ihnen gemeinsam den Kampf gegen die Schädlinge aus dem eigenen Blute zu führen: um Deutschland, für Deutschland. Und er tut es mit bessern und schärferen Waffen, als dieser blind wütende Antisemitismus, der ein Land nur schändet. Immer wieder greift er auf das Wort des russischen Ministers zurück: „Wir können uns abfinden mit dem Zionismus, der ehrlich dahin strebt, Deutschland von fremdfühlenden Elementen zu befreien. Eine zionistische Bewegung, in der weniger von Palästina die Rede ist, als von jüdischer Kultur, jüdischer Organisation und jüdischer Nationalität, paßt uns ebenso wenig, wie sie dem Minister Plehwe gepaßt hat oder wie sie einem deutschführenden Nichtjuden passen kann.“

So viel leuchtet ein: wenn ein Volk in der Lage, in der augenblicklich das deutsche Volk sich befindet, seinen eigenen Staat nicht als das Gegebene patriotisch auffaßt, sondern um seine Form in innern Kämpfen zittert, wenn tiefe Risse durch sein Volkstum schneiden und der Bürgerkrieg es bedroht, während es gleichzeitig um seine nackte Existenz mit der ganzen es erdrückenden Welt verzweifelt ringen muß, dann kann ihm allerdings ein Volk im Volke, wie es „Klal Israel“, das Alljudentum, sein will, das prinzipiell keinen Staat als das Gegebene ansieht, zum Verderben werden. Deshalb ist es immerhin zu verstehen, daß in unklaren Köpfen dort Antisemitismus entstehen kann.

Ganz unverständlich aber ist es, wenn auch hier bei uns Leute wie J. B. Rusch auftreten und zur Gründung eines schweizerischen Bundes auffordern, dessen Mitglieder sich verpflichten, mit keinem Juden persönlich zu verkehren u. u. Was soll das hier? Ist es etwa die Aufgabe der neutralen Schweiz, auch in diesem Kampfe Partei zu ergreifen?

Auch die Deutschen selbst täten klüger, die Bekämpfung der jüdischen Gefahr den Juden selbst zu überlassen. Max Raumann scheint durchaus sowohl die Integrität als auch das Kaliber zu haben, diesen Kampf siegreich zu bestehen, wenn er ihm nicht durch die untergeordnete Wühl- und Heharbeit einer gewissen Presse, in der das Deutschtum sich selbst ins Unrecht setzt, unmöglich gemacht wird.

²⁾ Mitteilungsblatt des Verbandes nationaldeutscher Juden, Jahrgang 23, No. 4.

Deutschland braucht seine ganze Kraft, um die Risse im eigenen Volkstum zu schließen. Was da an Gegenfäden klappt, was da an Abgründen sich auf-tut, ist nicht durch die Juden hineingebracht. Diese sind nur wie die Vege-tation, die sich in einem zerklüfteten Gemäuer anbaut und allerdings hilft, die Sprünge zu erweitern, aber eine gesprungene Mauer ist noch nicht geschlossen, wenn man alle Vegetation herausreißt. Und die unheilvollen Sprünge und Risse im deutschen Volkstum wären noch nicht geheilt, wenn man alle Juden aus Deutschland entfernte. Hier heißt es, eigene Sünden, eigene Fehler und Schwächen ausreißten. E. G.

Das Ehrenbuch des deutschen Volkes. *)

Was dieser Quartband von 314 Seiten umschließt, ist eine illustrierte Kulturgeschichte des deutschen Volkes in Einzelbildern. Anknüpfend an das Schillerwort von 1805 — es stammt aus einem unvollendeten Gedicht —:

Stürzte auch in Kriegerflammen
Deutschlands Kaiserreich zusammen,
Deutsche Größe bleibt bestehen —

unternimmt es der Verfasser, dem deutschen Volke in diesen Tagen der Erniedrigung und Not ein Bild seiner großen Vergangenheit, ein Verzeichnis seiner unbestreitbaren Ruhmestitel vor Augen zu halten, damit es Trost, Erhebung und Ansporn daraus gewinne. Die äußere und innere Gestaltung des Buches lassen deutlich erkennen, daß es dem Verlag wie dem Verfasser nicht um einen billigen Augenblickserfolg, sondern um ein Werk zu tun war, das durch seine eigenen Eigenschaften dem deutschen Volk zur Ehre gereichen möchte: durch wissenschaftliche Gediegenheit des Textes, durch dokumentarische Echtheit und künstlerisch-technische Vollkommenheit der Illustration. Das Buch macht denn auch beim ersten Durchblättern schon einen gewinnenden Eindruck. Die Bilder, meist ganzseitige Tafeln, sind mit Geschmack und Sorgfalt ausgeführt, sowohl die Photographien als die Strich-Clisches nach alten Meistern. Hervor-ragend schön sind besonders die photographischen Aufnahmen alter Bauden-mäler, so z. B. der Albrechtsburg zu Meissen, des Wormser Doms, des Bremer Rathauses, der Würzburger Residenz; nicht weniger die von Werken der gotischen Bildhauerkunst: der Kopf Kaiser Heinrichs II. und der Reiterkopf von Bamberg, das Grabmal Heinrichs des Löwen zu Braunschweig u. a. Bei Porträten der Neuzeit (Schiller, Beethoven) ist die Wahl nicht immer die glück-lichste. Dafür sind die Bildnisse von Arndt, Freiherrn v. Stein, Goethe, Fried-rich d. Gr., weiterhin auch die von Luther, Hans Holbein, Albrecht Dürer sehr schön. Aber nirgends wohl kommt der deutsche Charakter unmittelbarer zum Ausdruck als in den durch das ganze Buch eingestreuten Holzschnitten, jeis der alten Meister (Hans Baldung Grien, Albrecht Altdorfer, Albrecht Dürer) oder der neuzeitlichen (Kethel, L. Richter, W. Menzel).

Die literarischen Bildnisse, — es sind auch allgemeine Kulturbilder dar-unter, wie z. B. die Kapitel über die Wikinger, über Hildesheim und Bamberg, die Hanse, die Mystik, das Recht, deutsche Burschenschaft — umfassen jede Art von Größe, zu welcher deutsche Männer und Frauen emporgestiegen sind, wenn auch in sehr ungleicher Verteilung. Daß namentlich in der Neuzeit die Gelehrten stark überwiegen, daß Musiker, Dichter und Philosophen über-haupt einen viel größeren Raum einnehmen als die Männer des tätigen Lebens, als z. B. Staatsmänner, Feldherren, Forschungsreisende und Kaufleute, ist weniger auf eine Einseitigkeit des Verfassers als des deutschen Charakters zurückzuführen. Einem Geschichtsschreiber, der mit gleicher Sachkenntnis und Eindringlichkeit über Männer wie beispielsweise den Philosophen Leibniz, den

*) Hans F. Helmolt. Das Ehrenbuch des deutschen Vol-kes. — Wilhelm Andermanns Verlag, Königstein i. T. und Leipzig, 1923.

Mystiker Jakob Böhme, den Baumeister J. B. Neumann, den Künstler Matthias Grünewald, den Botaniker Mendel, den Chemiker Liebig zu schreiben imstande ist und neben einem Bismarck auch einer Annette v. Droste und einem Karl Schurz gerecht wird, kann Einseitigkeit nicht vorgeworfen werden.

Daß diese Lebens- und Kulturbilder alle gleichwertig oder auch nur künstlerisch abgerundet seien, wird man billigerweise nicht erwarten. Schon dem Stil fühlt man es an, daß die Absicht des Verfassers mehr auf sachlich richtige als dichterisch wirksame Zeichnung geht; daß er eher die Lesbarkeit und Schönheit der Form vernachlässigt als die Genauigkeit der geschichtlichen Tatsachen. Das Buch ist stellenweise schwerfällig, aber es ist ohne Phrase geschrieben; darin ist es durchaus deutsch.

In diesem auffallenden Grundzug ist es auch nicht unwürdig, ein Ehrenbuch des deutschen Volkes zu heißen. Dagegen ließe sich unter diesem Titel sehr wohl etwas anderes, wenn nicht besseres erwarten: ein Buch, das nicht sowohl die Taten und Verdienste der Einzelnen und Berühmten, sondern eben die des Volkes, der großen namenlosen Masse, erzählte. Der Fehler, an dem fast alle unsere Kultur-, Literatur- und Kunstgeschichten krankt, wird hier, wo man die Ruhmesgeschichte des deutschen Volkes erwartet, besonders fühlbar: wir sehen von dem gewaltigen Meer des großen Geschehens nur die Wellenkämme, nicht das tiefe Wogen und Wallen, das sie emporträgt; nur die zum Schauspiel der Geschichte berufenen Einzelnen, nicht den gewaltigen Chor, als dessen Führer und Sprecher jene Einzelnen auf die Bühne treten. Was das deutsche Volk gearbeitet und gestritten, geduldet und gelitten, erlebt und erstrebt, geglaubt und geahnt, gesungen und gespielt, gedichtet und erfunden hat, erfahren wir hier nicht; und doch wären ohne dieses Gesamtleben und -streben jene auserwählten Bahnbrecher aller Fortschritte und Meister aller Künste nicht möglich, die leuchtenden Gipfel ohne die sie emportragenden Bergmassen nicht denkbar.

Nicht daß dem Verfasser der Blick in die Zusammenhänge zwischen dem Volk und den Einzelnen völlig abginge. Oft hat er es ja mit geschichtlichen Größen zu tun, die sich aus dem namenlosen Volk emporgearbeitet haben; und mehrmals erkennt er in den durchschlagenden, sieghaften Eigenschaften seiner Helden die Tugenden des Volkes oder Stammes, dem sie entsprossen. Und an solchen Stellen gerade mag es geschehen, daß dem Leser der Wunsch nach einer deutschen Kulturgeschichte aufsteigt, die wirklich und im engern Sinne ein Ehrenbuch des deutschen Volkes zu nennen wäre.

D. v. Greherz.

Neue Lyrik.

(U. W. Züricher. — Frid. Hofer.)

Es sind keine neuen Lyriker, die sich da anmelden, und ist keine neue Lyrik, die sie uns bringen, wenigstens keine unerhörte, noch nicht dagewesene. Ulrich Wilhelm Züricher aus Bern ist schon mit epigrammatischen „Wandersprüchen“ (1918), Fridolin Hofer aus Luzern schon mit mehr als einem Gedichtband (Stimmen aus der Stille, Im Feld- und Firnelicht, Daheim) hervorgetreten. Ihre Poesie ist weder Bahnbrecherin noch Mitläuferin irgend einer modernen Kunstrichtung, sondern bleibt der besten Überlieferung treu, die von den Klassikern über Keller, Meyer, Leuthold, Dranmor bis zur Gegenwart führt. Von all den Krankheiten und Sittlichkeiten der Zerfallszeit ist sie unangesteckt geblieben; das leere Spiel mit Gefühlen und Worten, das bloß ästhetische Dichten ohne Drangabe der Persönlichkeit hat ihnen nichts anhaben können. Ihre Sprache hat den warmen, weihervollen Klang bewahrt, in welchem wahres Gefühl und Überzeugung sich aussprechen.

Das Gedankliche tritt besonders bei Z ü r i c h e r¹⁾ hervor, der mit seinem Schiller sagen könnte:

Dichten heißt, auf Höhen stehen,
Dichten heißt, in Tiefen sehen,
Dichten heißt, mit freiem Wort
Was ergründet, was erkommen,
Zum Bewußtsein uns gekommen,
Zu verkünden fort und fort.

Ihm ist der Dichter ein Verkünder erkannter Wahrheit, Prediger eines weltlichen Evangeliums, Seelenarzt für Suchende, Seh nende und Ringende. Und so ist das Dichtervort ihm

Glut und Lebensflamme,
Die Wege weisend vorwärts dringt
Voraus dem Menschenstamme.

Wege weisend — das ist so recht die Bezeichnung für Zürichers Auffassung seines Dichterberufs. Er weiß auch, daß der Fackelträger sich selber mitbeleuchtet und daß er dieses Licht um seine eigene Person nicht scheuen darf, vielmehr sich zeigen muß, wie er ist. Wer diese Selbstdarstellung takt- oder angstvoll vermeidet, wer sich selber nur in diskreter Verhüllung sehen läßt,

Der hilft nicht Wege weisen,
Baut keine Tempelstatt
All jenen, die verschüchtert,
Ziellos und lebensmatt

In wilden Wüsten wandern.
Sag nur, wie du's gefühlt,
Was wahrhaft dich begeistert,
Was schmerzhaft dich durchwühlt.

Und daß in der Tat Züricher sich, unbekümmert um die Schlagworte der modernen Kunstlehre, mit seiner Person für seine Ideale einsetzt, mit Zeit und Menschen abrechnet, dieses gut und jenes schlecht nennt, wie er's eben fühlt, das gehört gewiß zu dem erfrischenden Eindruck, den seine Gedichte hinterlassen. Alles ist so durchsichtig klar, so unumwunden und unverkünstelt vom Herzen weg — oft möchte man sagen: von der Leber weg bekannt, daß man sich mit dem Wesen und Leben des Dichters, auch ohne ihn selbst zu kennen, ganz vertraut fühlen muß. Er führt uns in die Bergeinsamkeit, in der er sein einfaches Zelt aufgeschlagen hat, in die Traulichkeit seines Heims, wo eine verwandte Frauenseele seine Freuden und Leiden teilt, wo ehrliche Freunde und Gegner willkommen sind und wo die Stimmen der Gegenwart und der Vergangenheit, die Werke der großen Geister aller Zeiten und Länder Aufnahme, Verständnis, begeisterte Zustimmung oder kritische Prüfung finden. Wir begleiten ihn auf seinen Bergwanderungen, zu den sonnigen Hochwachten hinauf, in die tiefe Einsamkeit der Rebellandschaft hinein oder in die überwältigende Stille der Sternennacht. Mit der äußern Stimmung in der Natur wechselt die innere des pochenden Herzens, der bald jauchzenden, bald erschauernden Seele, des aus der Enge in die Weite, aus der Sinnenwelt in die Tiefe strebenden Geistes.

Die Poesie, die diesen Erlebnissen entquillt, ist was man Gedankenlyrik zu nennen pflegt, auf und ab sich bewegend zwischen philosophischer Weltbetrachtung und musikalischem Stimmungsbild. Aber selten — obschon dieser Dichter auch Landschaftsmaler ist —, selten begnügt er sich mit dem malerischen Naturbild. Die Natur dient ihm fast immer als Rahmen oder Folie für ein

¹⁾ Wegspuren. Gedichte von U. W. Züricher. Verlag Ernst Bircher, Bern.

seelisches Erlebnis oder eine Gedankenentwicklung. Typisch ist dafür sein Gedicht „Alpscheid“.

Die Alp erschallt zum letzten Mal;
Die Sennen ziehen heut zu Tal;
Und stille wird es oben,
Dich, Stille, will ich loben.

Nichts von einer Schilderung des so malerisch-poetischen Abzugs von der Alp. Die Herden ziehen hinab, aber die Gedanken gehen aufwärts, ins Reich der allgemeinen Betrachtung. In der Stille der entvölkerten Alp erscheint ihm der Geist der Freiheit und Liebe, der diese Erde umzuwandeln vermöchte aus einem Reich des Hasses und Eigennutzes in ein Reich der freien Entfaltung aller schöpferischen Menschenkräfte. An diesen Geist will er glauben.

Und dieser heut zertretne Geist,
Der ewig nach den Sternen weist,
Ersteht, trotz Krieg und Krieger,
Am Ende doch als Sieger.

Zürichers Dichten ist ein Ringen des Glaubens mit dem Unglauben, des Gefühls mit dem Verstande, eine Auseinandersetzung des Menschen mit seinem Schicksal und dem Weltgeschehen. Der obsiegende Glaube an einen höhern Sinn des Daseins und an den Fortschritt des Menschengeschlechts ist kein billiger Optimismus, sondern eine durch tiefe Erschütterungen hindurch gerettete Zuversicht, eine innere Notwendigkeit. Dieser Glaube muß aber immer wieder neu errungen werden; er ist kein ruhig brennendes Licht, sondern eine Flamme, die bald hochaufloht, bald in der Asche zu ersticken droht und darum immerfort angefacht und genährt sein will. So vielleicht erklärt es sich, daß Zürichers Poesie selten in ruhiger Betrachtung des Daseins aufgeht; denn immer drängt sich die Unruhe des fragenden, leidenden, empörten Herzens in den Genuß der schönen Natur. Doch immer auch wird diese Unruhe beschwichtigt, und kein Gedicht schließt mit einem grellen Mißton der Verachtung oder Verzweiflung. Sehr schön hat der Dichter diese störende und beruhigende Mitsprache seiner Seele im Bilde einer „geheimnisvollen Glocke“ besungen:

Eine schwere Glocke klingt
Mir im Herzen immerzu,
Rüttelt wach mich, aber bringt
Mir im Sturm auch Ruh.

Friede läutet mir ihr Klang,
Der von Ewigkeiten dröhnt,
Geistestrost, wenn irdisch bang
Meine Seele stöhnt.

Doch wenn ich im Alltagschor
Wert vergessen will und Not,
Hält die Glocke mir ins Ohr
Ehernes Gebot.

Diese plastische Bildlichkeit, klar und überzeugend durch ein ganzes Gedicht durchgeführt, gelingt Züricher nicht überall; wie denn überhaupt der Zwiespalt von Verstand und Gefühl sich bei ihm nicht selten in der Sprache verriet: in einem störenden Wechsel phantasiemäßigen und begrifflichen Ausdrucks. Es ist nicht alles Tiefgedachte in rein dichterische Form gewandelt. Dahin gehört wohl auch das dann und wann störende Übergreifen eines Satzes aus einer Strophe in die folgende, wodurch die musikalische Geschlossenheit der Strophe zerstört wird.

Rote Rosen, die, fromm wie Legenden,
Nimmer ahnen, wie schön sie sind
Und in der Sonne, im glühenden Wind
Selig die farbige Fülle verschwenden.

Über das Mäuerchen wie geblendet
Neigt sich eine schon sommersatt.
Flimmernd löst sich tiefpurpurn ein Blatt,
Und wir sagen ganz leiz: Vollendet.

Ist nicht das Gedicht selbst wie diese Rose? Aber man übersehe die Schönheiten nicht über der Schönheit des Ganzen! Dieses „fromm wie Legenden“ z. B. in der ersten und dieses „wie geblendet“ in der zweiten Strophe!

Manches ist bescheidene und unbedeutende Kunst in dieser Sammlung, und sprachliche Fehler da und dort verraten das mundartliche Sprachgefühl, z. B. der Reim „Monde“ und „Ronde“ (S. 24) und die Betonung von „April“ in dem Gedicht „Ausflug der Kinder“:

Ach der Specht verlacht mich nur,
Der mich in den April schickte.

Aber das sind Kleinigkeiten, und man darf auch von den kürzesten, oft nur spruchartigen Gedichten sagen: sie haben alle Poesie in sich, es sind keine leeren Muscheln darunter. Oft ist es nur ein glückliches poetisches Bild, das ein solches Gedicht wie vergoldet, so z. B. das von den Harfen im „Lenz-Nachtraum“:

Sieh, überall sind Harfen aufgehängt
An Baum und Berg, und ihre Silberstränge,
Drin wunderbar sich Gottes Hand verfängt,
Berströmen mild die herrlichsten Gesänge.

Ist der letzte Vers nicht voll Harfenmusik? Und solche Wirkungen erreicht dieser Dichter zur guten Stunde mit einem bloßen Bierzeiler.

Das Bändchen hat viel solcher bescheiden im Verborgenen leuchtenden Lieblichkeiten. Geht, liebe Leute, und sucht sie. Sie mahnen mich an Leuchtkäferchen, die unter dunkeln Grasbüscheln blinken.

D. v. Greyerz.

Das Leben der Schwestern zu Töß.*)

Ein Buch, das trotz seiner gefälligen Gewandung auf den Redaktions-tischen unbeachtet liegen bleiben mußte. Einmal kein Respekt heischender Verfassername, kein lockender Titel, und wenn man so ein erstes bißchen blätterte: Lebensberichte „seliger Schwestern“, die andern als „geistlich“ gerichteten Lesern Rangeweile verhießen, nein!

Gewiß, viel Geschehen unterhält nicht in diesen Aufzeichnungen der Tößer Nonne Elsbet Stigel, die von Meister Eckhart Anregungen empfangen hatte und Schülerin des Mystikers Heinrich Seuse war. Das Büchlein, zu dem sie die meist kurzen Lebensbilder von zwanzig Schwestern des Klosters Töß zusammengesetzt hat, bietet aber mehr als eine Sammlung der üblichen Heiligen-viten, an die es seiner Form nach erinnern könnte. Wohl haben auch seine Erzählungen von dem äußerlich so unbewegten Tun und Trachten der Frauen

*) Erschienen im Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich.

Visionen, „Versenkungen in sich selber“ bilden die seltenen höchsten Spannungen im Kloster. Töb auf den ersten Blick etwas ermüdend Eintöniges. Träume, in dieser andächtigen Weltabgewandtheit. Aber aus ihrer versonnenen Stille hebt sich ein starkes, ja leidenschaftliches inneres Ringen empor in den beseligenden Bereich ewiger Kräfte. Und so bricht aus diesen Seiten hervor, sobald man sich durch allerlei Formelhafes hindurchgelesen, kaum vernehmbar erst, eine feine, leise Melodie, neben der das Brausen des Tages schal und mistönig wird, eine Melodie, die im Ohr lange nachklingt. Oft bricht sie jäh ab, kaum daß sie sich zu verheißungsstarker Steigerung hinaufgeschwungen, um ein paar Zeilen weiter schüchtern wieder anzuheben. Denn die Bekenntnisse dieser Schwestern gerade von ihrem wunderbarsten Erfahren sind äußerst scheu und schamhaft; sie lassen mehr ahnen, als sie aussprechen.

So übergenügsames Sichverlieren und Aufgehen im innern Erleben ist unserer Zeit freilich recht fremd geworden, und das Ausharren in solcher klösterlichen Abgeschlossenheit liegt dem genießerischen Individualismus zumal unserer Jungen so fern wie möglich. Mögen sie lächelnd die zeitgenössische Seelenforschung zu Hilfe rufen, die dieser Nonnen Entfaltungen und Entzückungen auf ihre Art zu werten wisse. Wenn jedoch letzten Endes die Frage Menschen richtet, was sie mit den ihnen gegebenen Lebensmöglichkeiten zwischen Wiege und Sarg anzufangen gewußt, dann fordern uns diese Schwestern von Töb Bewunderung, ja Neid ab. Als halbe Kinder traten sie häufig schon über die Klosterschwelle, hinein in Entbehrung, in erschreckende Dürftigkeit. Wie sie sich da ohne bittere Vergrämtheit abfinden mit Vereinsamung, Siechtum und mit unserm furchtbarsten Daseinsproblem, mit dem Tode, das läßt uns nun dies Buch mitempfinden. Und seinen eigenen Wert und Reiz gewinnt es dabei besonders dadurch, daß wir darin den warmen Herzschlag gelebter Mystik spüren. Denn tiefsinnigem Spintisieren geht es aus dem Weg und gibt sein Bestes in zart andeutendem Gestalten.

Wenn dieses Schwesternbuch aus dem 14. Jahrhundert uns so leicht lesbar und erlebbar vorkommt, so verdankt es das zu einem guten Teil aber auch dem Übersetzer, Carl Günther, der zu Unrecht so bescheiden zurücktritt. Nur anmerkungsweise läßt er sich nennen, mit einem knappen, warm einführnden Geleitwort am Ende des Buches sich hören. Weich, klangvoll schmiegt sich der Fluß der Sprache den sanften Borden der Erzählungen an.

Auch der zeichnerische Schmuck, den Berta Tappolet besorgte, weiß Stimmung zu wecken. Hier war der Primitivismus, der an die Illustration alter volkstümlicher Gebetbücher erinnert, der gegebene Stil, am wirksamsten im Figürlichen und im Andeuten von Raummotiven. Merkwürdig unglücklich aber zeigt er sich in der allzu unbeholfenen Ausführung pflanzlicher Formen. Nicht unwesentlich aber auch die fein abgestimmte Ausstattung selbst der Broschüre, zumal durch die reizvollen, ehrwürdigen Frakturlettern. U. B.

Das Echo.

Der Aufsatz von Frau Edith Landmann über *Spittellers poetische Sendung* hat, nach den uns zugekommenen Zuschriften und nach der Nachfrage zu schließen, die nach dem betreffenden Heft und den von dem Aufsatz hergestellten Sonderabzügen vorhanden war und noch ist, ein außerordentliches Interesse gefunden — vielleicht das größte, das je einem in unsern Heften veröffentlichten Beitrag zuteil geworden ist. In der Presse ist dem Aufsatz teils in zustimmendem, teils in ablehnendem Sinne Beachtung zuteil geworden. Einen zustimmenden oder zum mindesten wohlwollenden Hinweis brachte die „*Neue Zürcher Zeitung*“ vom 18. Oktober, in der Dr. Korrodi von einem „*profunden, kühnen Traktat*“ und einer „*mit Geist und Strenge geführten Spitteler-Kritik*“ schrieb; ferner das „*Argauer Tagblatt*“ vom 27. Oktober, in dem Arthur Frey der Studie voraussetzte, sie werde „*Auffsehen erregen*“, denn sie führe „*aus*

dem Weihrauchduft der Jubiläumssäle hinaus in frische scharfe Morgenluft"; und schließlich in der 1. Dezember-Nummer von „Wissen und Leben“. Eine sich sachlich mit dem Inhalt des Aufsatzes auseinandersetzen- de Kritik und Verteidigung Spitteler's brachte ebenfalls die „Neue Zürcher Zeitung“ vom 18. und 19. Dezember von Dr. L. Glatt.

Die Tendenz des Aufsatzes und seine Veröffentlichung auf das politische Gebiet hinüberzuspielen, blieb einigen welschen Pressestimmen vorbehalten. Da man sich in der welschen Schweiz wohl kaum je anders als aus politischen Gründen (wegen seiner Rede zu Anfang des Krieges) für Spitteler begeistert hat, kann man sich dort auch nicht vorstellen, daß an Spitteler aus andern als politischen Gründen Kritik geübt werden kann. In der „Semaine Littéraire“ vom 29. Dezember findet C. C. (Charly Clerc?) selbstverständlich, daß diese „ohne Geist urteilende“ Studie in den „Schweizerischen Monatsheften“ erschienen sei, welche ja, wie man wisse, „bei uns den deutschen Standpunkt verbreiten“ (Herr C. C. scheint noch immer vom Krieg her am Boches-Komplex zu leiden!). Der Verfasser der Zürcher Chronik des „Journal de Genève“ vom 3. Januar (Paul Seippel?) meint, wenn nicht Spitteler seine bekannte Rede gehalten hätte, wäre es nicht unternommen worden, seinen Olympischen Frühling so zu zerpfücken. Politische Beweggründe wittert auch ein mit dem Namen „Ursus“ zeichnender Anonymus im „Genevois“ vom 17. Januar.

In der deutschen Schweiz hat einzig Dr. Marti vom „Bund“ das welsche Verfahren nachgeahmt und mit unsachlichen Mitteln die Kritik an Spitteler's Kunst zu entkräften versucht. In Analogie zu der in großer Auflage erfolgenden Gratis-Verbreitung der Spitteler-Rede durch die Entente-propaganda während des Krieges, glaubte er die Veröffentlichung des Aufsatzes in unserer Zeitschrift und die Herstellung einer Anzahl von Sonderabzügen davon den Lesern des „Bund“ als eine „Unwillen erregende“ politische Macheschaft denunzieren zu müssen. Da unserm Verlag wie auch der Verfasserin seitens des „Bund“ eine die Tatsachen auf ihr richtiges Maß zurückführende Berichtigung zugesagt ist, wollen wir diese Entgleisung Herrn Marti's auf sich beruhen lassen.

Zum Schluß noch eine Stelle aus den Ausführungen, die Max Rychner in der oben erwähnten Nummer von „Wissen und Leben“ dem Aufsatz widmet: „Böse, böse Dinge werden darin gesagt, aber in glänzend überlegter und stillicher Offenheit. Die Größe Spitteler's wurde seit Jahren immer wieder mit kritischen Methoden nachgewiesen, erhärtet, eingebleut; und doch: es gab einen stummen Widerstand, aber die seine Seele waren, hatten den Mut oder die Begabung oder die Lust nicht, in Freiheit ihren Schweizer Standpunkt darzulegen und so blieben die Zungen der Rebellen stumm und vernagelt. Eine Frau hat es unternommen, einen Gott von Vielen als Götzen zu erklären...“

D.